

Und – Das Zwischen als Grenze der Bedeutung

Thomas Schlereth

Abstract Was heißt es für das Denken, dass ihm ein Wort wie das »und« gegeben ist? Und was heißt es für das »und«, wenn über es nachgedacht wird? Welche Umgangsweisen liegen nahe und sind entsprechend eingespielt, das kleine unscheinbare Wort zu handhaben? Und was bewerkstelligt das »und« dabei auf seine Weise? Vielleicht ist die Zeit großer Begriffe vorerst vorbei und Worte, die es gewohnt sind, am Rande der Bedeutungslosigkeit zu agieren, werden unverhofft zur Inspiration.

Aber in den Zwischenräumen der katastrophalen Entwicklungen regt sich Widerstand.

Eva von Redecker¹

... und die Wirkung, die darin besteht, die ganze Sprache überhaupt mitzureißen, sie fliehen zu lassen, sie an ihre eigene Grenze zu treiben, um so das Außen, Schweigen oder Musik, zu entdecken.

Gilles Deleuze²

Wenn auch nur selten bewusst bedacht, ist die Rolle der Worte doch denkbar klar – jener Worte, die sprachliche Zwischenräume ausfüllen und koordinieren: Zwischen Sätzen, Satzteilen und einzelnen Worten gilt es Brücken zu schaffen, die besagen, dass es hier weitergeht,

1 Eva von Redecker, *Revolution für das Leben – Philosophie der neuen Protestformen*, Frankfurt/M. 2020, Klappentext.

2 Gilles Deleuze, *Kritik und Klinik*, Frankfurt/M. 2000, S. 99.

und zwar auf eine bestimmte Weise. Damit steht das Bild der Brücke im Raum und die wohl schlichteste und doch vielgestaltigste Form, diesem Bild einen Ausdruck in Worten zu verleihen, heißt *und*.³ Das Zwischen als Brücke, die Brücke als *und*, das *und* als Verknüpfung von Bedeutungen.

Im Bild der Brücke versammeln sich Vorannahmen, die nicht selten so selbstverständlich mitlaufen wie der Boden unter den Füßen. Die genauere Betrachtung dieser Implikationen und eine Kritik an ihrer normativen Kraft bilden für die folgenden Überlegungen den Ausgangspunkt. Treibendes Element dabei ist die Frage, ob das Zwischen nicht auch anders gedacht werden kann, als es das Bild der Brücke nahelegt und selbstverständlich werden lässt. Relevanz erhält dieses Nachdenken aus einem einfachen Grund: Zu was in der Welt unterhält man eine Beziehung, die nicht über ein Zwischen verläuft? Entsprechend grundsätzlich drohen sich die gedanklichen Wege zu gestalten.

Das Zwischen als Brücke – Implikationen einer Metapher

Am Anfang war hier noch keine Brücke. Es gab Täler und Flüsse und Berge. Und auch die Dinge und Anliegen, die es durch sie hindurch und über sie hinweg zu befördern galt, befanden sich schon lange auf diesen und jenen Wegen. Alle zusammen, die Landschaft und das Leben in ihr, sind älteren Datums und nahe liegt es, daraus ein Vorrecht des früher Dagewesenen abzuleiten: Alles, was nicht Zwischen ist, besitzt für das Zwischen den Status einer Voraussetzung. Nur wenn es hier und dort, vorher und nachher gibt, kann es auch ein Zwischen geben. Die Abhängigkeiten und Rangfolgen richten sich nach den Vorgaben und Ratschlä-

3 In einem mit AND betitelten Essay unterscheidet William H. Gass eher beiläufig als systematisch achtzehn verschiedene Formen, die Konjunktion *und* aufzufassen. Vgl. William H. Gass, *Habitations of the Word*, Ithaca/New York 1985, S. 160–184 sowie Thomas Schlereth, *Konjunktion – Eine medienphilosophische Untersuchung*, Bielefeld 2018, S. 97–150.

gen der Zeit. Auf dieser Basis können sich das Alter und das scheinbar Stärkere eine naturgegebene Autorität zusprechen.⁴

So ist dem Zwischen als Brücke die Rolle mitgegeben, später hinzugekommen zu sein. Wo von Natur aus Tal, Fluss, Lücke war, ist – nun kulturbedingt – Brücke, Übergang, Fortsetzung. Damit findet zum einen der Charakter der Gemachtheit besondere Betonung. Einer erst mit der Zeit entstandenen Notwendigkeit wurde schließlich entsprochen. Zum anderen impliziert das Zwischen als Brücke eine bestimmte Verteilung von Statik und Dynamik. Um den Aufwand gering zu halten und vielleicht auch, um das Auge zu beeindrucken, hat die Brücke etwas Luftiges an sich. Und doch fügt sie sich in die Statik der Umgebung ein und schließt möglichst dicht an die Stabilität beider Fußpunkte an. Alles geschieht zugunsten von etwas anderem, das dann seinen Weg darüber hinweg nimmt. Zusammengefasst heißt das: Zuerst besitzt das Zwischen den Status einer Folge, dann die Stellung einer spät eingetroffenen Voraussetzung.

In dieser Motivgeschichte ist am Zwischen folglich zweierlei von Bedeutung: Zum einen die Spezifik seiner Präsenz, in der es als Brücke einen positiven Ausdruck erhält. Als solche nimmt das Zwischen eine vorgängige Leere ein, um sie im Zeichen der Verkürzung von Wegen zu überwölben. An das Moment seiner künstlichen Zweckmäßigkeit heftet sich häufig eine so schleichende wie einnehmende Unscheinbarkeit. Bald versteht sich die Präsenz der Brücke von selbst. Schließlich umweht die Brücke ein Hauch von Kontingenz. Denn genauer besehen könnte sie auch anders beschaffen sein und es scheint gut möglich, dass sie das erste ist, was in dieser Landschaft wieder verschwindet.

4 Für die vielleicht auf eben diese Weise begründeten Frühformen sozialer Hierarchien vgl. Jean-Jacques Rousseau, *Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen*, Stuttgart 1998, S. 90. Für die jüngere Vergangenheit vgl. Joseph Vogl, *Kapital und Ressentiment – Eine kurze Theorie der Gegenwart*, München 2021 und speziell zum Zwischen Gernot Böhme, »Brief an einen japanischen Freund über das Zwischen«, in: Tadashi Ogawa, Michael Lazarin, Guido Rappe (Hg.), *Interkulturelle Philosophie und Phänomenologie in Japan – Beiträge zum Gespräch über Grenzen hinweg*, München 1998, S. 233–239.

Zum anderen die zweite Bedeutung des Zwischens als Brücke: Nicht nur dass sie besteht, sondern auch wie, in welcher Form, also die Beschaffenheit ihrer Modalität. Anders als Felder und Hänge folgt die Brücke einer Logik des Weges. Sie ist von linearer Gestalt – nur so breit als nötig, die Länge so kurz wie möglich. Und im Unterschied zu den Dingen, die über sie hinweg getragen werden, hält sie still und fügt sich so lange wie möglich in ihre statische Bestimmung. Zuletzt hebt sie sich auch von Licht und Wind ab, die um sie wehen, wie sie wollen. Die Brücke bleibt bei ihrer Richtung und ähnelt darin eher dem Flussbett, das seinem Wasser klare Vorschläge macht, wie sich Bewegung und Fortkommen gestalten. Kurz: Das Zwischen als Brücke fungiert statisch-linear und mono-direktional. Es geht mit einer vorgegebenen Richtung einher und diese gibt sich als Vorwärts zu verstehen.

Das Zwischen als Brücke – die Brücke als und

Leicht lassen sich die Befunde aus dem Bild der Brücke auf verbalsprachliche Zwischenräume übertragen. Auch für die Konjunktion gilt dann alles um sie herum als Voraussetzung. Formal gesehen hat sie ihren Ort zwar in der Mitte, inhaltlich betrachtet kommt sie aber als letztes hinzu. Denn die Vorgaben stehen weitgehend fest und Bedeutung tragen allein die Dinge, die darauf warten, miteinander verknüpft zu werden. Ort und Ausgestaltung der Überbrückung sind also bereits weitreichend vorstrukturiert und bedürfen zuletzt nur noch des Lückenschlusses durch ein knappes formales Zeichen.

Der Kontext als Voraussetzung, die Konjunktion als Folge – seiner Zweckmäßigkeit entsprechend ist das zum Verknüpfen erforderliche Zeichen von ausgesprochen künstlichem Charakter. Keine abbildhafte Lautmalerei und auch sonst kein Verweis auf Dinghaftes oder Situationsspezifisches. Konkret: Die Konjunktion besitzt weder Kasus, Genus noch Tempus, weder Numerus, Diathese noch Modus.⁵ Entsprechend

5 Vgl. Harald Weinrich, *Textgrammatik der deutschen Sprache*, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 1993, S. 799ff.

macht sie zu all dem auch keinerlei Vorgaben, wenn sie dazwischentritt und gleichzeitig trennt und verbindet. Zu beiden Seiten liegen Unterschiede und Verschiedenes vor, was im selben Zuge zueinander anschlussfähig und füreinander kompatibel wird. Das geschieht mit größtmöglicher Zurückhaltung. Unter allen Worten steht die Konjunktion den Satzzeichen wohl am nächsten.⁶

Dergestalt verleiht das *und* der Leere des Zwischens eine positive Gestalt. Auch in sprachlichen Zusammenhängen versteht sich diese Lückenfüllung sehr bald wie von selbst. Kaum ein Wortzwischenraum, der den Einsatz der Konjunktion nicht in irgendeiner Form möglich sein lässt. Und entsprechend häufig ihr Gebrauch. Trotzdem kleidet sich das Zwischenwort gerne in Unscheinbarkeit. Zuletzt resultiert aus allem auch hier ein Zug ins Kontingente. Nicht nur, dass es alternative Konjunktionen gibt, zur Not tut es auch eine Geste der Interpunktion.⁷ Die Grundformen konjunktionaler Präsenz ließen sich also wie folgt zusammenfassen: Positivität, Selbstverständlichkeit, Ubiquität, Unscheinbarkeit, Kontingenz.

Analog zum Bild der Brücke gehören diesen Gegebenheitsweisen eine Reihe von Modalitäten an. Die Linearität konjunktionalen Verknüpfens resultiert bereits aus der Grundverfasstheit verbalsprachlicher Äußerungen. Weiterführende Anschlüsse kennt das *und* nur in zweierlei Richtung: Was steht zuvor, was schließt sich an? So variabel sich dabei die Möglichkeiten gestalten, das Vor- und Nachfeld zu besetzen, so konstant bleibt die Konjunktion bei ihrer Form. Keine Option zu Deklination oder Konjugation. Dafür ein treibendes Moment nach vorn. Wie die Zeit selbst besitzt die Konjunktion eine klare Präferenz, was den Lauf der Dinge anbelangt. Es ist ausgeschlossen, dass ein Satz mit ihr sein

6 »Aber an die Stelle des *und* kann man – bei gleichbleibender parataktischer Funktion – ein Komma setzen oder gar nichts.« (Jean-François Lyotard, *Der Widerstreit*, München 1989, S. 118). Vgl. dazu auch die Formalisierung der Konjunktion in der mathematischen Logik etwa bei Bertrand Russell und Alfred North Whitehead, *Principia Mathematica*, Frankfurt/M. 2018, S. 11ff.

7 Für das verbal-lautliche Analogon zumeist unbewusst eingeschobener Zwischenlaute vgl. Jan Jelinek, *Zwischen*, Berlin 2018.

Ende findet, es sei denn, zur finalen Betonung seiner Unabgeschlossenheit. Zu den Grundformen ihrer Modalität gehören schließlich: Linearität, Anschlussoffenheit, Statik und Mono-Direktionalität.

Kritik der Brückenanalogie

Selbst wenn sich im Einzelnen nicht alle genannten Punkte einlösen oder sich noch andere wesentliche Aspekte finden – die Implikationen der Brückenmetapher machen sich vielfach geltend, als wäre alles von Natur aus dazu bestimmt. Aber: Ist das Zwischen immer schon eingerahmt, vorverbaut, festgefügt? Sind ihm immer schon Gang- und Dienstbarkeit eingeschrieben und liegen, wenn noch nicht gehoben, als erwartungsfrohe Potentiale bereit? Ist die Verteilung von Bedeutung stets schon vorab so weit geregelt, dass es für offen gebliebene Zwischenpartien und Randaspekte nur noch formale Vervollständigungen braucht?

Die erste Frage wird sein, ob sich die Kausalitäten des Brückenbaus so klar, eindeutig und allgemein in den Verhältnissen des Zwischens und der Konjunktion wiederfinden. Bringt die Brückenmetaphorik die wesentlichen Spielregeln für das Zwischen zum Ausdruck oder stellt eine kausal geordnete Situation lediglich ein Szenario für bestimmte Fälle dar? Was würde dann jene Fälle auszeichnen, die sich dem Bild der Brücke sperren? Welche Gegenbilder könnten sich stattdessen aus dem Zwischen ableiten und andere Implikationen in ihm sichtbar werden lassen?

Für einen regelhaften Zusammenhang von Brückenmetapher und Zwischen kann sprechen, dass sich beide in analoger Weise auf nahezu alles anwenden lassen. Was in der Welt steht nicht in irgendeiner Form dazwischen? Und ebendort fungiert es dann als Überbrückung – sei es räumlich oder zeitlich, körperlich oder gedanklich. Diese Grundordnung verleiht der Brückenmetapher Regelhaftigkeit und lässt sie nicht nur weit reichen, sondern allgemeingültig erscheinen.

Schatten gleich führt diese Begründung der Brücke als Regel jedoch zwei Momente der Kontingenz mit sich – das eine spezifisch, das andere allgemein. Spezifisch ist einzuwenden, dass sich die Ordnung der Dinge mit gleichem Recht umkehren lässt. Den Anfang machen dann nicht

mehr sämtliche Dinge, wie sie jeweils die Rolle eines Zwischenelementes übernehmen. Der Ausgangspunkt liegt nun bei den abstrakten, nicht-dinglichen Zwischenaspekten. Denn was in der Welt erhält seinen Ort und seine Verfasstheit nicht durch die Verbindungen und Unterschiede zu allem Umliegenden? Und nicht minder ist das auch bei jenen Dingen in Anschlag zu bringen, die Autonomie und Prinzipienstatus beanspruchen. Denn Differenzen lassen sich von Verbindungen nicht trennen und selbst noch Unabhängigkeit und Nicht-Zusammenhang müssen als Formen von Beziehung gelten. Nicht zuletzt bestehen Verbindungen auch zu allem Nicht-Vorhandenen, das sich alternativ an jeder Stelle befinden könnte.⁸ Wenn man schließlich alle soweit versammelten Punkte ins Auge fasst, was würde wirklich für sich allein und dann immer noch bestehen können? Welche Relevanz würde ein solcher Bestand noch reklamieren können?

Die Relevanzfrage berührt bereits den zweiten Einwand, der sich an der Allgemeinheit des oben aufgestellten Regelzusammenhangs festmacht. Wenn alles als Zwischen angesehen und zur Brücke funktionalisiert werden kann, bleibt am Ende nichts ausgespart. Genau genommen heißt das, dass auch die Zuweisung und Rubrizierung von allem als überbrückendes Element selbst zur Brücke für anderes wird. Der Anspruch auf Allgemeingültigkeit handelt sich den Selbstbezug ein. Und dieser hebt den erhobenen Geltungsanspruch aus den Angeln. Er wird dann selbst zu etwas Zwischenliegendem. Eine im Grunde kausale Ordnung, die das Zwischen auf einseitige Dependenz und Nachträglichkeit verpflichtet, kann also nicht nur im Spezifischen, sondern auch allgemein nicht überzeugen.

Diese ersten beiden Ansätze sind negativer Natur und bauen auf Abgrenzung. Die Brückenfigur stellt gegenüber dem Zwischen demnach keine allgemein verbindliche Regel auf, sondern bringt lediglich eine Option des Zwischen zum Ausdruck. Ein dritter Ansatz trägt nun ein positives Argument vor. Ausgangspunkt ist ein konkret vorliegendes Zwischen. Nochmals angenommen, dieses Zwischen wird von etwas Bestimmtem verkörpert. Wenn durch diese Zwischeninstanz nicht nur

8 Vgl. Chris Marker, *Sans Soleil – Unsichtbare Sonne*, Hamburg 1983, S. 26.

Verbindung hergestellt, sondern auch Differenzierung gewahrt wird, können die Verbindungsstellen zu beiden Seiten nicht nahtlos beschaffen sein. Was liegt dann zwischen den Relata und dem relationierenden Element? Wechselt die Betrachtung auf ein solches zweites Zwischen, wiederholt sich die Begebenheit und es tritt ein neuerliches, drittes Zwischen auf. Ein Prozess gerät in Gang, der von sich aus so schnell kein Ende finden wird.⁹ Die Frage lautet also, wie sich ein Zwischen als solches überhaupt zeigen lässt. Handelt es sich nicht stets bereits um ein nur noch ehemals aktives Zwischen, das nunmehr ruhiggestellt und seinen Diensten enthoben wurde, um als Untersuchungsgegenstand zu taugen?

Nicht nur mit Blick auf eine implizite kausale Ordnung und damit einhergehende Ansprüche auf Allgemeingültigkeit vermag die Brückenmetapher also nicht alle Fälle abdecken zu können. Die Angelegenheiten des Zwischens sind komplizierter. Denn sobald die Brücke als Zwischen in den Blick genommen wird, büßt sie ihren Status als Zwischen ein und wandelt sich zu einem Relationsglied. Aus dieser Warte wird sichtbar, dass die Brückenanalogie verbindende Aspekte des Zwischens überbetont, während gleichzeitig bestehende Differenzen übergangen und ausgeblendet werden. Trennende Momente gehören jedoch jedem Zwischen, das seinen Namen verdient, wesentlich an – als räumliche wie zeitliche Abgrenzungen zu allem, was zumindest für den Augenblick nicht Zwischen ist.¹⁰ Damit erhält die Brückenmetapher in ihrem Anspruch, dem Zwischen als Standardmodell zu dienen, mehr als nur ein paar Kratzer. Die womöglich mitlaufenden Ideale von vollumfänglicher Konnektivität, Erreich- und Verfügbarkeit haben so manches übersehen.

9 Aristoteles spielt in *Über die Seele* denselben Fall anhand der Luft zwischen Auge und Dingen durch. Vgl. Aristoteles, *Über die Seele*, Stuttgart 2011, S. 97 sowie Peter Mahr, »Das Metaxy der Aisthesis – Aristoteles' ›De anima‹ als eine Ästhetik mit Bezug zu den Medien«, in: *Wiener Jahrbuch für Philosophie*, Band XXXV, 2003, S. 25–58.

10 Vgl. Peter Bexte, *Konjunktion & Krise – Vom ›und‹ in Bildern und Texten*, Berlin 2019.

Das Zwischen abseits der Überbrückung

Die Befragung des Zwischen geht also mit der Schwierigkeit einher, den zentralen Aspekt des Interesses zum Verschwinden zu bringen. Direkte Annäherungsversuche schicken das anvisierte, aktive Zwischen *volens* in mediale Passivität. Im selben Zuge sucht sich das aktuell vermittelnde Geschehen andere Zwischenoptionen. Zwei Ausweichmanöver lassen sich dabei unterscheiden. Das eine liegt in der Ebene der betrachteten Dinge. Stets bringt die Identifizierung eines Zwischen dort neue Zwischeninstanzen hervor. Keine Naht, kein Rand, keine Lücke, die sich nicht immer noch weiter ausdifferenzieren in ihrem Parallelgeschäft von Trennen und Verbinden.¹¹ Die zweite Entzugsbewegung des Zwischen findet dagegen in der Richtung statt, aus der heraus der versuchte Zugriff erfolgt. Hier geht es um den Abstand zu einem außenstehenden Subjekt, das über seine Betrachtung involviert ist. Stets scheint ein durchsichtiges und das heißt nicht eigens beachtetes Zwischen vonnöten, um eine Sichtung welcher Art auch immer vorzunehmen.

Ein Entfliehen zwischen den Objekten, ein Entfliehen zwischen Objekten und Subjekt. Auch wenn beide Entzugsfiguren klar unter Vorzeichen des Negativen stehen, machen sie gleichzeitig etwas sichtbar. In jedem noch so kleinen Binnenraum öffnet sich eine potenzielle Weite, die sonst eher hinter dem Horizont, im Übergang zur Unendlichkeit ihren Ort zu haben scheint. Eine offene Unbestimmtheit läge dann nicht nur im Jenseits des jeweils sinnlich Erfahrbaren, sondern auch mitten in ihm. Und es ist anzunehmen, dass diese Unbestimmtheit ebenfalls etwas Unendliches an sich hat. Das Terrain, auf dem sich das forschende Nachdenken zuständig fühlt – der Tagbereich gestaltbarer Erfahrung –,

11 »Was Momente differenziert, ist keine sich räumlich erstreckende Dauer, denn wenn sie das wäre, würde sie als ein ›Moment‹ gelten und würde deshalb nicht erklären können, was zwischen die Momente fällt. Dieses ›entre‹, das zugleich ›dazwischen‹ und ›draußen‹ ist, ist so etwas wie nicht-thematisierbarer Raum und nicht-thematisierbare Zeit in ihrem Konvergieren« (Judith Butler, *Körper von Gewicht – Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Berlin 1995, hier zitiert nach Roland Borgards, *Texte zur Kulturtheorie und Kulturwissenschaft*, Stuttgart 2010, S. 277).

trüge mit dem Zwischen etwas in sich, das stets involviert, in seinen wesentlichen Anteilen aber unverfügbar ist.

So bildet sich abseits des Brückenmodells ein Begriff des Zwischens heraus, der ebenfalls so gut wie überall vorliegen kann, sich dabei aber eingesteht, kaum einmal gut zu greifen, ohne gleichzeitig mit einer neuen Ungreifbarkeit einherzugehen. Von besonderem Interesse an diesem Begriff ist dabei das Nahverhältnis zu diesem neuerlich Unverfügbaren. Findet dieser gesplante Begriff Annahme, wird er sich seinerseits gegen Bedenken vonseiten des Brückenmodells behaupten müssen. Deren schwerster Einwand wird vielleicht in der Frage liegen, worin sich der abweichende Zwischen-Begriff von einer freiwillig nebulösen Selbstbeschränkung unterscheidet. Ist mit der groß klingenden Ungreifbarkeit, dem Unbestimmten und Unverfügbaren nicht immer schon gesetzt, dass es hier nicht viel mehr auszuloten gibt, als sich mit der absolut gebenden Autorität dieser Grenzen zu schmücken? Erfahren darin nicht wiederum die trennenden Aspekte des Beziehungsgeschehens eine Überbetonung, die sich dann zuungunsten all dessen auswirkt, was mit Verbindung zu tun hat?

Von Seiten eines komplexeren Zwischens und das heißt von einem Begriff seiner Aktivität aus gilt es folglich zu zeigen, dass eine Berücksichtigung der differenzierenden Momente innerhalb des Zwischens nicht zwangsläufig mit einer Zurückstellung und Nachrangigkeit alles Verbindenden einhergeht. Die gegenläufigen Modalitäten des Koppelns und Separierens haben sich dafür gleichwertig und gleichzeitig in ihren Intervallen einzurichten. Dabei kann auffallen, dass sich die Gegenläufigkeit der implizierten Modi um eine Mitte herum anordnet, die abermals praktiziert, was die Formulierung als Ganze besagen möchte. Zwischen Trennen und Verbinden steht abermals ein *und*, das auf ein Neues trennt und verbindet. Anders als die Brückenmetapher vermag es das so vorgestellte aktive Zwischen also, den Selbstbezug mit in sich aufzunehmen. Die sich widersprechenden Momente des Zwischens steuern damit nicht in eine verfahrenere, festsitzende Situation, sondern bringen – ganz im Gegenteil – einen Raum und eine Zeit zum Vorschein, deren Enden nicht aus sich selbst heraus zu denken sind. Von hier aus stellt die Unabschließbarkeit dieses Geschehens keine Selbstbeschrän-

kung dar, nur weil die Kontrolle über alles neuerlich Zwischenliegende nicht gegeben ist. Indem es die potenziellen Weiten des Zwischens stets auf das reduziert, was sich als Überbrückung vorstellen und handhaben lässt, ist es vielmehr am Bild der Brücke, eine empfindliche und mitunter schwerwiegende Beschränkung in die Welt zu setzen.

Während das Brückenbild in den negativen Anteilen eines Zwischens unnötige Selbstbeschränkungen vermutet, handelt es sich bei denselben, wenn von der Aktivität des Zwischens aus gedacht wird, um Stellen der Öffnung. Denn was am Horizont als Unverfügbarkeit erscheint, macht sich im jeweils vorliegenden Zwischenfeld als Differenzmoment geltend. Als solches kontert es den konnektiven Tendenzen jedes Zwischens und lenkt dadurch hin auf ein neuerliches Zwischen im Zwischen. Die Selbstreferenz wird zu einem Motor und Einfallstor potenzieller Ausdifferenzierung. Aber – ein nochmaliger Einwand von Seiten der Brücke – legt der sich so entfaltende Prozess das Zwischen nicht gerade auf die immer gleiche Wiederholung von Trennen und Verbinden fest? Was wird groß anderes geschehen als die fortlaufende Widerspiegelung der beiden gegensätzlichen Termini? Und was ist dabei mehr gewonnen als ein rein numerischer Aufwuchs?

Als wollte die Auffassung des Zwischens als Brücke nicht aufhören, das Grundproblem ihrer eigenen Verfasstheit in alles andere hineinzu-projizieren. Denn bringt es nicht vielmehr eine einseitige Bevorzugung der Konnexion mit sich, keine wirksamen Mittel mehr zu besitzen, um der Bildung immer umfangreicherer Identitäten und Monopole vorzubeugen? Als gelte es, davon abzulenken, dass sich das Zwischen als aktives nicht nur vervielfältigt, sondern auch verschiebt. Welche Grenze, welche Naht, welche Haut hat nicht ihre Risse, Lücken, Poren? Welches Ufer wird nicht irgendwann unterspült und maßgeblich verändert werden? Von einem aktiv gedachten Zwischen aus erweisen sich die Prinzipien sicherer Überbrückung als kurzfristige Initiativen, die sich tendenziell selbst überschätzen. Im Gegenzug bildet das Zwischen abseits der Brücke – als fortlaufendes Trennen und Verbinden, als »zugleich >azwi-

schen« und »draußen«), wie Judith Butler es nennt¹² – vielleicht so etwas aus wie die Minimalform für das Nicht-immer-Gleiche.

Konsequenzen mit der Konjunktion

Das zentrale Moment des Zwischens, das im Bild der Brücke eher übergangen als sichtbar gemacht wird, kann mit dem *und* anschaulich zum Ausdruck kommen: Die Frage nach dem Entzug, der mit der begrifflichen Fassung des Zwischens unmittelbar einhergeht – die Ungreifbarkeit eines medial aktiven Zwischens. Wird die Konjunktion direkt angesprochen und darüber substantiviert, sieht sie sich im selben Zuge ihrer angestammten Aufgabe enthoben und verbindet nicht mehr auf dieselbe Art und Weise. Fungiert sie dagegen in ihrem jeweils eigenen Kontext als Verknüpfung, ist sie an dieser Stelle und währenddessen nicht direkt ansprechbar. Was aber sorgt dafür, dass sich die Konjunktion entweder aktiv, aber unauffällig verhält oder durch Ansprache unmittelbar in einen erheblich reduzierten Bezugsmodus wechselt? Und woher kommt es, dass die Anschlussmöglichkeiten an die Konjunktion in ihrer angestammten Form so groß ausfallen können, dass sich kaum etwas finden lässt, was prinzipiell davon ausgeschlossen ist?

Die Besonderheit im Vermögen des konjunktionalen Aktivs scheint mitunter am größten auf, wenn ein Satz im direkten Anschluss an die Konjunktion angehalten wird. In diesem Moment steht die Überfülle relationaler Möglichkeiten offen da.¹³ In der Konsequenz sitzt die Konjunktion nicht wie ein Schlussstein in einem gemauerten Bogen, um den Übergang von hier nach dort formal zu komplettieren und zu verfügen. Ihr Zwischen ist nicht einfach statisch und formbedingt. Stattdessen bekommt in der Konjunktion etwas Treibendes Raum, das

12 Butler, *Körper von Gewicht*, a.a.O., S. 277.

13 Gewisse Einschränkungen ergeben sich allenfalls im Bezug der Konjunktion auf sich selbst – der Fall des *und und und*. Das verknüpfende Prinzip heißt dabei *und so weiter*. Dafür, dass sich die Konjunktion *nicht nur, sondern auch* für ein und *auch anders weiter* besser eignet, vgl. Schlereth, *Konjunktion*, a.a.O., S. 259–270.

nicht nur aus dem unmittelbaren Vorfeld allein stammen muss – die ungezählten Möglichkeiten des Nachfeldes, des Hinterlandes, des Wer-weiß-ob-es-das-überhaupt-gibt. Aus diesem Blickwinkel fungiert das Füge- und Bindewort also nicht nur als Verknüpfungs-Dienstleister innerhalb der jeweiligen sprachlichen Ausführungen, sondern weist dabei stets über das hinaus, was es unmittelbar umgibt. Im selben Zuge wandeln sich die bereits versammelten Modi von Linearität, Anschlussoffenheit, Statik und Mono-Direktionalität. Denn wann wären gleichzeitige Vorgriffe und Rückbezüge nicht einmal eher die Regel als die Ausnahme? Und wo wären seitliche Ablenkungen und querlaufende Exkurse einmal nicht daran beteiligt? Schließlich darf man mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, dass sich die Zuverlässigkeit des medialen Entzugsverhaltens von dieser abweichenden, nochmals weiter gefassten Anschlussoffenheit her nährt.

An der Ausgangslage, einen Satz im direkten Anschluss an die Konjunktion zu unterbrechen, lässt sich eine weitere Abweichung des konjunktionalen Zwischens ablesen. Im Rahmen der unzähligen Optionen, die dann offenstehen und immer noch anders ausfallen könnten, liegt auch das Auftreten von Stille. »Das ›und‹ ohne Anschluss.«¹⁴ Gewiss kann der offene Ausgang vorwiegend äußerlicher Natur sein – Worte sind da, werden aber zurückgehalten. Andererseits kann die sprachliche Leere auch unterhalb der vernehmbaren Oberfläche Leere sein – ohne Worte, ohne bestimmten Inhalt, ohne sprachliche Besetz- und Verfügbarkeit. Auch zu einer Leere dieser Art würde die Konjunktion dann Kontakt gehalten haben. Wenn dieses Phänomen auch an anderen Worten als der Konjunktion zum Ausdruck kommen kann, bestehen dort dann allerdings höhere Chancen, dass ein Satz dennoch den Eindruck von Vollständigkeit erweckt oder zumindest eher formal als inhaltlich unvollendet erscheint. Ist die Konjunktion dagegen einmal gesetzt, steht ein Weiter im Raum, nicht nur formal, sondern auch vom Inhalt her. Die Leere bildet dann einen Teil der Überfülle, die im Anschluss an die Konjunktion möglich ist. Und es wird deutlich, dass sich die

14 Lyotard, *Der Widerstreit*, a.a.O., S. 134.

Konjunktion nicht in allem als verlängerter Arm vorgefasster Absichten instrumentalisieren lässt. Nicht nur ungeplante Umwege, sondern auch Erfahrungen der Bodenlosigkeit gehören zu ihrem Repertoire. Tatendrang und Machbarkeitsglaube beginnen auf dieser Brücke in den Nebel innezuhalten, ohne dass sie es gebucht hätten. Und abermals erscheint die Wahrscheinlichkeit hoch, dass auch hier eine Verbindung zu jenem Bereich vorliegt, in den ein aktives Zwischen ausweicht, wenn es angesprochen wird.

Mag man dem soweit folgen, liegen nunmehr drei weitere Implikationen vor, die die bisherige Sammlung von Aspekten des Zwischen ergänzen – der Entzug, das Treiben sowie der Kontakt zur Leere. Allesamt lassen sie im Zwischen etwas sichtbar werden, das unter den Vorzeichen der Brückenmetapher übergangen wird oder ausgeschlossen ist. Und alle kreisen sie um die Frage, inwiefern das konjunktionale Zwischen als Kontaktstelle zu jenen Bereichen dienen kann, in denen sich mediale Aktivität abspielt. Ein solcher Kontakt wäre dann eher eine geschenkte Berührung als ein eingepreister Termin.¹⁵ Dennoch lässt sich fragen, was an der Konjunktion einen solchen Kontakt ermöglicht. Und insofern es nicht nur am *und* liegt, hier zu trennen und zu verbinden, steht weiterhin offen, welche Gegenbilder sich alternativ zur Brücke aus dem Zwischen ableiten können und welche abweichenden Implikationen in ihnen sichtbar werden.

Das Zwischen als Grenze – Gegenbilder

Einige Bilder kamen bereits am Wegesrand zur Sprache: Grenze, Naht und Haut samt Rissen, Lücken und Poren. Die Risse machen sichtbar, dass die Verhältnisse nicht so bleiben, wie sie sind. Oder die Zeit setzt ganz aus wie im Bild der Lücke. Zuletzt noch die Option der Umstülpung – die Pore als Übergang in einen Innenraum, mitunter

15 In einem vielleicht nicht unverwandten Sinne denken Carolin Meister und Jean-Luc Nancy über das spezifische Zwischenmoment der Begegnung nach. Vgl. Carolin Meister und Jean-Luc Nancy, *Begegnung*, Zürich 2021, S. 10f.

eine Räumlichkeit anderer Art. Hier hat ein inneres Bild seinen Ort, das durch Umstülpung eine umzäunte, beleuchtete Fläche zu einem Inselfaum mit offenem Horizont werden lässt. Das Zwischen fungiert nunmehr als Übergang zu etwas relativ Unbestimmten, dem umliegenden Außen, das nicht mehr innen ist. Wenn der Bezug auf dieses Außen nicht im Modus der Brücke erfolgt, entstehen Verknüpfungen mit nicht bereits festgelegter Bedeutung. Mitunter gilt das Zwischen dabei dem Prinzip des Bedeutens selbst. »Die Bedeutung wird überschritten oder der Sinn als Bedeutung. Bedeutung heißt, dass etwas auf eine Endgültigkeit abzielt.«¹⁶ Sämtliches an Bedeutung wird selbst zum Zwischen. Jenseits davon liegt Nicht-Endgültigkeit. Vielleicht kann das Bild der Umstülpung helfen, sich darauf einzulassen.¹⁷

Dergestalt wird die Umstülpung nicht nur als Illustration eines sichtbaren Geschehens fungieren, sondern auch das Potenzial bergen, Bedeutung bildlich zu überschreiten. Es wird deutlich, dass Ergänzungen und Alternativen zur Brückenmetapher nicht in Bedeutungspluralismus und Hermeneutik aufgehen.¹⁸ Das Zwischen lässt sich nicht auf jenen Bereich einschränken, in dem Bedeutungsorganisation betrieben wird. Gilles Deleuze leiht diesem Weiter die Namen von Musik und Schweigen.¹⁹ Zum einen die wohl flüchtigste Form der Kunst, zum anderen das Vermögen, die Dinge auch ohne eigene symbolische Zutaten auftreten lassen zu können. Beide müssen sich nicht mehr an ihrer Zutreffendheit und Verfügungsgewalt festhalten.

Für die Konjunktion ergibt sich daraus abschließend ein gemischtes Bild. Zum einen zeigt sich das *und* denkbar offen und geht mit keiner-

16 Jean-Luc Nancy, *Wozu braucht man Kunst?*, Köln 2019, S. 8. Vgl. dazu Wolfgang Röd, »Omnis determinatio est negatio«, in: Wolfram Hogrebe (Hg.), *Grenzen und Grenzüberschreitungen – XIX. Deutscher Kongress für Philosophie*, Berlin 2004.

17 Auf einer Grundlage dieser Art denkt Jacques Derrida über das *und* nach. Vgl. Jacques Derrida, *Et cetera*, Wien 2024.

18 Für deren Unerlässlichkeit vgl. Odo Marquard, *Abschied vom Prinzipiellen – Philosophische Studien*, Stuttgart 1981, S. 117–146.

19 Vgl. Gilles Deleuze, *Kritik und Klinik*, a.a.O., S. 99 sowie Giorgio Agamben, *Bartleby oder die Kontingenz*, Berlin 1998 und für ein verwandtes Szenario Roland Barthes, *Fragmente einer Sprache der Liebe*, Frankfurt/M. 2021, S. 40.

lei Bestimmungen und Vorgaben in Sachen Numerus, Kasus oder Tempus, Genus, Diathese oder Modus einher. Diese Offenheit lässt die Konjunktion auch an der Grenze der Bedeutungshaftigkeit möglich werden. Ähnlich zur Musik, wie Deleuze sie ins Spiel bringt, steht die Konjunktion dort nicht unter dem Druck, spezifische oder allgemeine Bestimmungsmöglichkeiten behaupten zu müssen. Das Zwischen als Grenze, die Grenze als *und*, das *und* als Kontaktstelle zum Unbestimmten.

In Konstellation mit dem zweiten Aspekt, den Deleuze an den Grenzen der Bedeutung zu bedenken gibt, wird an der Konjunktion dennoch eine Vorbestimmtheit spürbar. Gegenüber einem strengen Schweigen wird deutlich, dass der Konjunktion am Ende und bei aller Offenheit die eigene verbalsprachliche Natur als Prägung anhaften bleibt. Diesen Aspekt behält das *und* wesentlich in sich eingeschrieben und er gibt ihm eine Neigung mit, die sich vielleicht aussetzen und zurückhalten lässt. Beizeiten wird jedoch ein Tribut fällig werden, der darin besteht, dass es im Anschluss an die Konjunktion auf verbalsprachlichen Wegen weitergeht – zurück in Gefilde der Bedeutung. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass dann ein sehr grundsätzliches Problem einmal mehr vertagt würde – die Erinnerung daran, dass die Verbalsprache ihr jeweiliges wie insgesamtes Zutreffen aus eigenen Stücken nicht beweisen kann. Keine noch so mächtige Verfügungsgeste wird sie ihrer grundsätzlichen Hypothesennatur entheben und von dem Druck entlasten, eine Bestätigung für ihre Geltung erhalten zu müssen. Eine Bestätigung, die sie sich selbst nicht geben kann. Das Nachdenken über ein aktives, nicht-reduziertes Zwischen findet im *und* deshalb – wenn, dann nur temporär – einen Verbündeten. Die Konsequenzen jenseits des *und* werden an anderer Stelle weiter zu verfolgen sein. Dieses Vorhaben trägt den Namen *Relationstheorie als Kontakthalten mit dem Unbestimmten*.

Literatur

- Agamben, Giorgio, *Bartleby oder die Kontingenz*, Berlin 1998.
 Aristoteles, *Über die Seele*, Stuttgart 2011.
 Barthes, Roland, *Fragmente einer Sprache der Liebe*, Frankfurt/M. 2021.

- Bexte, Peter, *Konjunktion & Krise – Vom ›und‹ in Bildern und Texten*, Berlin 2019.
- Böhme, Gernot, »Brief an einen japanischen Freund über das Zwischen«, in: Tadashi Ogawa, Michael Lizarin, Guido Rappe (Hg.), *Interkulturelle Philosophie und Phänomenologie in Japan – Beiträge zum Gespräch über Grenzen hinweg*, München 1998, S. 233–239.
- Borgards, Roland, *Texte zur Kulturtheorie und Kulturwissenschaft*, Stuttgart 2010.
- Butler, Judith, *Körper von Gewicht – Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Berlin 1995.
- Deleuze, Gilles, *Kritik und Klinik*, Frankfurt/M. 2000.
- Derrida, Jacques, *Et cetera*, Wien 2024.
- Gass, William H., *Habitations of the Word*, Ithaca/New York 1985.
- Jelinek, Jan, *Zwischen*, Berlin 2018.
- Lyotard, Jean-François, *Der Widerstreit*, München 1989.
- Mahr, Peter, »Das Metaxy der Aisthesis – Aristoteles' ›De anima‹ als eine Ästhetik mit Bezug zu den Medien«, in: *Wiener Jahrbuch für Philosophie*, Band XXXV, 2003, S. 25–58.
- Marquard, Odo, *Abschied vom Prinzipiellen – Philosophische Studien*, Stuttgart 1981.
- Marker, Chris, *Sans Soleil – Unsichtbare Sonne*, Hamburg 1983.
- Meister, Carolin, Jean-Luc Nancy, *Begegnung*, Zürich 2021.
- Nancy, Jean-Luc, *Wozu braucht man Kunst?*, Köln 2019.
- Redecker, Eva von, *Revolution für das Leben – Philosophie der neuen Protestformen*, Frankfurt/M. 2020.
- Röd, Wolfgang, »Omnis determinatio est negatio«, in: Wolfram Hogrebe (Hg.), *Grenzen und Grenzüberschreitungen – XIX. Deutscher Kongress für Philosophie*, Berlin 2004.
- Rousseau, Jean-Jacques, *Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen*, Stuttgart 1998.
- Russell, Bertrand, Alfred North Whitehead, *Principia Mathematica*, Frankfurt/M. 2018.
- Schlereth, Thomas, *Konjunktion – Eine medienphilosophische Untersuchung*, Bielefeld 2018.

Vogl, Joseph, *Kapital und Ressentiment – Eine kurze Theorie der Gegenwart*, München 2021.

Weinrich, Harald, *Textgrammatik der deutschen Sprache*, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 1993.